

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die kleine Stadt.

Von Hans Heinz Kändler.

Gelber Septembersonnenchein liegt träge und melancholisch über der kleinen Stadt. Die vielen Gärten sind von bunten Blumen überwuchert, und die alten Linden, die den Marktplatz zieren, schmücken sich zum Sommerabschied mit einem leuchtenden gelben Gewand. Was ihnen die Sonne an Licht und Lebenskraft geliehen hat, mit diesem hellen milden Farbenglanz geben sie ihr das Geschenk des Frühlings dankbar zurück.

Die roten Dächer schimmern in den blauen, milden Nachmittags hinein. Die Kirche mit dem hohen, gotischen Giebel und dem alten Turm blüht mütterlich und ergeben in den stimmungsvollen Farben dieser letzten Sommertage. Sie hat sich mit dem wunderlichen Glühschmelz der wandelnden Zeit ausgeliebt. Wie viele Jahre, frohe, friedliche und kriegerische haben ihre grauen Mauern umrauscht! Aber hoch oben im verwitterten Gebälk, wo die Gloden hoffnungsvoll und mahnend jede Stunde ertönen, da scheint die liebende Zeit zu rasten.

An den Fenstern der kleinen Häuser wimmelt es von Blumen. Selbst auf den äußerlich gedeckten Läden des winzigen Gasthofes prangen stielhafte Sträuße. Blumen kosten hier kein Geld, sie wachsen ja ins Haus hinein. Wie still und wie vertraut ist dieser Marktplatz um die Kirche! Nur aus dem Gasthof schallen ein paar Stimmen, und aus dem Hofe ein Hundegebell. Grab und trumm schlängeln sich die Straßen von hier nach allen Himmelsrichtungen, und wo die Häuser aufhören, beherrschen Gärten, Felder und Wiesen und ein langgestreckter Park das Land. Dieser Park ist das Sonntag- und Feiertagsplätzchen der kleinen Bürger. Das junge Volk schlendert durch die Wiesen oder lagert sich an dem blauen Hügel, das sich tief durch die grüne Ebene zieht.

Die Straße zum Bahnhof ist die Hauptverkehrsader, der Himmel und die Promenade, Lauteleienstraße ein miniatur, hohe Kaskaden umsäumen den Weg, und ein alter, wackeliger Automobilbus stellt die Verbindung zwischen dem Bahnhof und dem Gasthof her. Wenn der Nachmittagszug einläuft, ist die halbe Stadt auf den Beinen. Der Zug und die wenigen Reisenden sind das Ereignis des Tages. Sie werden bestaunt und ausgefragt und berichten dann Wunderdinge aus der großen Welt da draußen. Und lagern im Stillen über die Einfalt dieses altmodischen, verfallenen, im vorigen Jahrhundert hängengebliebenen Netzes.

In dieser kleinen Stadt ist gar nichts los. Kein Theater, kein Museum, kein Konzert, ja, nicht einmal ein Kabarett ist anzutreffen. Hin und wieder kommt ein Kino, ein politischer Wanderredner, eine fliegende Arena mit buntemaligen Jahrmarktskaskaden und abenteuerlichen Reiten. Zuweilen fährt ein Auto durch die engen Straßen. Aber es hält sich nicht lange auf und eilt bald wieder die Landstraße entlang. Es ist eben nichts los in der kleinen Stadt. Und auch die rührigen Stadtverordneten haben das Leben nicht modernisieren können.

Tiefe, wohlthuende Ruhe atmet der Marktplatz. Ruhe ist auch das Stilleben der kleinen, gemächlichen Häuser. Und der frühe Herbst hat dieser Ruhe einen schwerwichtigen, archaischen Anstrich gegeben. Die Einwohner kennen einander förmlich; sie haben sich nichts weiter zu erzählen und schloffen ihre Weisheit dreimal in der Woche aus dem Ortsblattchen, das ihnen wie ein Guckloch in die weite Welt erweist. Um fremde Leute, die sich hier auf kurze Tage niederlassen, ist bald ein sehr geheimnisvoller Kreis von Sagen und Legenden gewachsen. Aber sei's auch, wie es sei. Der Fremde wird immer beneidet, weil er von draussen kommt, aus unbekannten Fernen. Die Einwohner aber wandern Tag für Tag durch ihre Straßen, und in wenigen Minuten sind sie auf dem freien Felde. Die Kirche, der Fluss, der Park und die Eisenbahn, das ist ihre Welt.

Sie wissen nicht ihr Glück zu schätzen. Kleinstädte sind Schnulchsaugen. Dem Großstadter, der sich hier ausruht von dem Wirbelsturm der umarmten Straßen, ist die Stille und Schnulch eine Befreiung, eine Erlösung, ein Zurückfinden zu sich selbst. Dem Eingeborenen ist sie eine ewige Krankheit. Ihn plagt die Langeweile, die Eintönigkeit, die geringe Funktion des Nervensystems, Aufregung, Spannung, Leben, das ist sein Begehren.

Aber der Glodenfleck vom alten Kirchhof, die Linden am Markt und der plätschernde kleine Fluss, die Mädchen, die mit langen blonden Zöpfen und einer Blume in den Ringen unter den Kastanien hängen und summend zum Bahnhof hinüber, der helle hohe Himmel über den roten Dächern, die vertrauten Märchenarten und der Duft der nahen Felder, das alles magt wie ein altes Spielmannslied, wie ein Volkslied, das aus der Seele des Volkes gedichtet wurde.

Wie ich die kleine Stadt beneide! Wie ich sie liebe! Es gibt noch eine deutliche Romanze! Die ich auch über die Einkulturfunktion unserer Tage hinwegsetzen wird. Und die Romanze in der kleinen Stadt müssen ja nicht immer Kleinstädter nach dem Muster Raskolnikov sein.

Zigeunerhorror.

Von Baldi Schmid.

Außer der Reihe.

In einem überaus feinen Konservatorium studierte auch ein junger, sehr begabter Zigeuner. Seine zwölf Mitschüler in der Gegenklasse trugen zum Vorwissen immer nach dem Abendessen an, so daß der Zigeuner, der Barga hieß, stets als Vorkter an die Reihe kam. Um einen schlechten Schüler zu beschämen, ließ der Professor eines Tages den Zigeuner vortreten, damit er die Etüde vorspielen. Barga trat mit seiner Geige vor das Publikum, die Mitschüler begannen zu fächeln und drängten sich neugierig an Barga heran. Der Zigeuner hatte in die Noten, er spielte die ersten drei Takte, dann blieb er endlos stehen. — „Weiter, weiter, Barga“, mahnte der Professor. Und zu den Schülern sagte er: „Tretet ein wenig zurück; er kann doch die Noten gar nicht lesen!“

„Er kann sie ja auch gar nicht lesen, Herr Professor“, erklärte einer der Schüler. „Er kommt doch immer als Vorkter an die Reihe und bis dahin kennt er jede Etüde längst auswendig!“

Schlecht vorbereitet.

Im Musiklokal piff ein Herr dem Zigeunerprimas ein Lied vor, damit es die Zigeunerkapelle spielte. Der Herr piff das Lied einmal, zweimal, ein drittes Mal, aber der Primas schüttelte den Kopf. „Gibt nicht, mein Herr“, sagte er endlich. „Sie müssen sich schon die Noten von dem Lied taufen!“

„Ach was, richtige Zigeuner brauchen keine Noten“, entgegnete der Herr. — „Das ist richtig, lieber Herr“, bestätigte der Primas. „Aber Sie brauchen die Noten, damit Sie das Lied erst richtig reifen lernen!“

Die Kraftprobe.

Nach Schluß des Lokals kam der Wirt, um seiner neu engagierten Zigeunerkapelle den Lohn für den ersten Abend auszusprechen. — „Nur 100 M.? Wir haben doch 150 M. zu kriegen!“ sagte der Primas. — Der Wirt, welcher ganz bestimmt wußte, daß er im Recht sei, rief die übrigen Zigeunerherren zu Bescheid. Aber auch sie bestätigten mit vielen flehentlichen Schreien die Angaben ihres Primas. Der empörte Wirt beschloß zwar den Rest, aber zugleich lagte er den Musikern, er verabschiede auf ihre weiteren Dienste. Kaum waren die Zigeuner gegangen, erschien der Primas wieder, händigte dem Wirt die 50 M. ein und gab zu, im Unrecht zu sein.

Wie war es aber möglich, daß ihre Leute ihnen Zeugenschaft abgaben und eine solche Unwahrheit auch noch bestätigten?

„Lieber Herr“, entschuldigte sich der Primas, „ich habe meine Leute nur darum schwören lassen, um zu sehen, ob sie auch treu und ehrlich zu mir halten!“

Menschenkenner.

Ein Zigeunerherren geht abhimmeln, den Teller in der Linken, die rechte Hand zur Faust geballt. Ein Gast fragt den Zigeuner:

„Was hast du denn da in der rechten Hand, Wirt?“

„Da ist Fliege drin; damit meine Kollegen sehen, daß ich mir vom Teller genommen, muß ich der Fliege lebendig zurückbringen!“

Der Gast ist besterigt, zu sehen, wie die Zigeuner den Kollegen ohne Fliege empfangen werden. Er steckt ihm einen Teller in die Rocktasche und sagt: „So, jetzt lasse die Fliege aus!“

Der Zigeuner öffnet ein wenig die Faust, aber zwei Fliegen entfallen.

„Das waren doch zwei!“ meint der erstaunte Gast. „Natürlich“, meint Wirt im Wettergeben. „Andere Gäste wollen doch auch sehen, wie Zigeuner streiten. Ich hab' zehn Fliegen drin!“

Das Hauptinstrument.

In einem Musiklokal erscheint eine neu engagierte Zigeunerkapelle.

„Was ist denn?“ fragt der Wirt die Zigeuner. „Wo habt ihr denn die große Trommel? Alle Kapellen, die bei mir spielen, hatten eine große Trommel!“

„Trommel? Brauch' mir nit“, befiehlt ihn der Primas. „Was wir finden oder nehmen, das verstehen wir im Zimbalkasten!“

Herbst.

Von Arthur Silberstein.

Nun brennt im Burourat die Raube
Der wilde Wein wird ihr Behang
Aus jedem Trauem wächst eine Traube
Aus jeder Seele ein Gelang.

Die Töne all' um von solcher Milde
Und vor so harter Herrlichkeit
Wie hätte einer goldnen Milde
In die Frau Sonne sie gereicht.

Ein jeder Baum strebt aus der Hülle,
Aus dem Gewand der Weisheit,
Durstet nach der tiefen Saftigkeit,
Verlangt nach dem Blätterkleid.

Entblich' auch Du dich, reiche Seele,
Gewandert' erglänzt Dein Kern
Und harr' ferablicher Belehre,
Im Dasein wuschelnd Deines Herrn!

Der Todeskampf der Königsfischer.

Von Alwin Rath.

Überm dünnengelben Sandhagen der Havel trotzte ich gegenüber dem lonnengrünen Flammenden Laubheim von Schildhorn gedankemüde und blöckelnd langsam hin. Die Augen, vom Mittagsalltag der grellen Luft geblendet und schäferlich halb geschlossen, irrten plötzlich ein wenig auf, starrten nach einem dunkelstimmigen Staubflühen das wie aus einem Glasrohr gepulvert cirrte Meter vor mir aus dem heißen Sandsturz bisweilen herausweht.

Ein schneidend scharfer Bogellaut, höre ich — weiß aber nicht, woher. Ich lege wieder dies Böllchen, wie Spreu von der Bank eines Bernsteinschleifers, aus der toten Hand geschleudert. Da entbilde ich dunkelsteile ein rundes Köchel vom lonnengetroffenen Sandsturz. Ähnlich wie ich ihrer unabhäug, dacht wie das Lohschied eines Metallkessels, an einer hochaufliegenden Dünwand bei Jorrop lag, wo das schwarze glatte Flatterflügel von Schwalben elegant davor herumspaziert, stierlich davor herumspaziert.

Grell ertönt mir wieder der wütende Bogellaut ins Ohr. Mein Auge flüht ihm nach.

Da sehe ich es marodierend und türkisblau vor mir im schwarzen Gestirnsraum eines abgestorbenen Weidenstumpes wie das eckigste schimmernde Oval eines Schmutzhaars förmlich durcheinander trillern. Wie in den Brautintinen und durchgehenden schmalen Flatterflügel eines hart von Frauenbrust gefallenen großen Anhängers. Ein dicker, plumper Kopf ist vornau. Und ein breitflügeliger Kolossalköchel steht davor lang in die Luft.

Zeit walltet er sich, kurz und wild. Wie die grünen Dackelkammern eines eiferstischigen Auges funktelt's um die schwarzen Augenperle und über den Rücken des kleinen Blumens hin, der mir abzuwandt hoch. Und krill, schwebend steht wieder jener köchelnde Bogellaut, herausfordernd. Mehrere Male. Und jedesmal dieser grüne Eiferstisch über den aufstehenden garzen Leib hin. Wie herausfordernd.

Drüben — dreißig, vierzig Meter ab — auf einem trümmigen Kampfplosten ist etwas wie ein blauer Knäuel. Von dort ertönt es wie Echo. Aber halb plötzlich abgefaßt, halb verhörend, liebstoll. Dann wieder köchelnd, Verhörend. Da kenne ich: Eiferstischiger, mit zur Beinahe kommend wie sich selbst schneidend und sich ausschweigend, kumm den Kolossalköchel und blüht wie belüftet vor sich nieder. Wie nach innen hinein. Auf die rebellische Brust Schmutz glüht darüber. Plutrot, nekterot verbergen sich die winzigen kurzen Ständer darunter, trallen die Beben daran vor.

Huch, plump ist er im Wasser. Das war sein Schampoll Selbstbrennen. Ein Nekt. Eine Wöke. Rotflossia rot wie eine Neffenkühe, sapperst mit blühtig verumtutlichem Schwanzschlagen in dem tiefen Keil vor seinem Kopf, der aus den noch schwebenden Kristallfäden der Tropfenreue des Einstruzes schon wieder aufsteht.

Im Ru hnt er wieder auf seinem toten Rücken in dem trodnen Wobergewirr. Wirt den Schnabel hoch, den Fisch in die Längsrichtung des Schnabels. Eine Beule geht durch die Kehle. Noch ist der Schwanz der Wöke zu sehen. Zap-

velt noch. Zeit nicht mehr. Die Beule höht sich wieder zur Kehle. Der Köchel drückt sich zusammen. Hinunterwürgend. An die rechte Stelle während.

Duch, plump! Wieder im Wasser. Im Ru heraus. Mit moosarünen mit azurblauen Bestäuben auf den Schwänzen, mit versteinerten Schuppenbeute im Schnabel. Klettert er in kurzappigem, schwerfälligem Flug nach einem Dikelfort unterhalb des Sandstrubens aus dem Wandloch. Und kucht hinter dem Fisch ein paar tolle, hellere Lottöne. Zartlich.

Ein kleiner bläulicher Federfächer rufst aus dem Loch. Ein Bogellaut. Rückwärts. Dann auch so ein Blump. Blüht neben dem anderen. Auch auf einen Dikelfort. Schüttelt sich, blühterplutia wie ein Duh, das ein Staub-rod gegen die Wöke ankommt; und eine gelbe Sand-areole allmähert um das Weibchen auf.

Es medert ein paar Federwürmer vertrauliche Laute. Schnappt zugleich den Fisch. Ja, sie reihen sich konst die Beute aus dem Dals, die fragelieblichen Versteilen. Viele um ihre Frakwut zu absonderlichen Einhielern geworden, zu Eigenbrüsten, die nicht mal Weibchen noch Männchen neben sich ertragen können.

Aber jetzt? Wie vertragen sie sich! Schön! Reichen sich logar das Futter? Die, laum daß die kleinen Eisodol, die kleinen Königsfischer aus dem Sandloch gekrochen und sich verchiedene Blütreiche erobert haben, gleich wieder einander meiden wie Ehegattende.

Sie sprechen traulich mit einander. Aber das Wort bleibt dem Weibchen lest im Halse stecken. Blühtlich ist der blaue Knäuel der vorher das Echo spielte, mit dieser trecher Nase vor ihr. Wirt ebenst vertraut aus seiner plumphen Nase mit ihr sprechen wie der andere Zwerg Nase. Der prallt plump und tad wie ein gelbüberter blauer Kreisel mit seinem schweren Kastenflügel gegen den Zuhänglichen an. Kreisel vor Empörung, Empörung des alten Familienvaters gegenüber solchem jungen Schampophn.

Aber welchen Schnapsschnabel hat der plötzlich aufgeferrt! Der Schnapsschnabel einer Bohnenmaschine, einer gefräßigen, ist ein Amelaloch dazwischen. Unersäglich aber knallt der Wirt seinen allfischen Schnabelteil hinein. Rückwärts sollert der Kreisel dessen Federanprall wie ein türklischer, stablauer gleichender Barakch förmlich schillert. Wirt hat nun rauh auf die stürken Rittiche. Wirt hoch wie ein Kaktus und will, ein tödlicher Fliegerpfeil, in der Dikelfort kopfüber herunterschmettern.

Der Wirt mit der Schnellschlaget einer gelötten Spann- f der ins Wassergrau der Dapel hinunter. Mit übermütigen kleinen Siegestenaren im Schnabel, legelt der Verfolger piederig darüber hin auf Schwalben, die bei jeder auch noch so geringen Wendung wie hangierende Seiden mit neuen Schauern von grünen und blauen Lichtern märchenhaft wechselnd aufschillern. Mit Schwalben, wie sie prachtvolle Steinflügel der Renaissance kleinen Bögen angedichtet haben deren ganzes Gefieder ein einlaes feuriges Gemimmel von Edelsteinen ist.

Die Alte, die Gesonin des Untertauschen, scheint ein schwaches Herz für solch Blümerkünde, für solche jungen Illuminationskünstler zu haben. Mit sie's wirklich, bis jetzt halb verblühte, anhafte Lottöne, hellere Werbelaute, selbst dann dunkle Bruntöne ineinanderwühlend? Vermutlich ist die Mutter einer kleinen Schreibfamille, die drinnen hinter der Sandröhre auf dem trauhtischen Rest von Bildgärten ihrer Betreuung harret — denn ein Dampfstoß, dessen breite Silberfahne in der Ferre hinter hängenden Lokomobilstab die Erde aufwogen laßt, hat die Keitrohre eingebrüht.

Oder will sie nur über den blauen Frechbuchs lustig machen, ihn toppen? Ein einziger präbend Turlein ist er ja, ein geschleudertes „Wirt! der Schluß!“, auf diese Liebes- müßt hin schon neben ihr.

Aber — als habe er sich auf eine Kadel gelegt, kühlt er köchelnd wie eine grüne Kasete steifsch. Krähend legt er dem Untertauschen, der ihn in gefährlicher Störhöhe anläuft, entgegen. Die Schnabel, die kolossalen, baden mit tödlicher Verbissenheit zwischen den flatternden Blumfläden hin und her.

In kleinen Karren weichen sie, zurück und seitwärts mandorliend, der herzlich gemachten Hieben aus. Immer halbhandhannend nur vorinander. Wirt's aufwärts, niederwärts, kopfüber aber. Zeit hängen sie wie gebannt zoreinander. Gleichen zwei unendlichen, schönen Kien- maraden, flammenden Kristallen, die, wie von der Ur- liebe der Chemikalien getrieben, allmählich ineinanderströmen, ineinanderfließen, ineinanderzungen in möchten. Reutstische in der Nacht der Unterse, die lebendigen Fackeln der nassen Nacht, sollen so im Kampf ihre Flammen ineinanderzulegen, ihren Feuersauber einanderzudebeln ineinanderwürbeln, wie diese Eiferstischhören die Tollhäre eines Frühlings- gebanten auslupfen und selbst die fromdenkten Saftflagen raulches, die da in der Aureole des Azurs schwarze Tod- des Lebens um sich streuen.

Zeit will der Ältere unter dem Heißsporn der ihn ge- schicht überhöht, stürmisch zurückwehen. Wirt sich nur ab- wehe fast auf den flügelstirrenden Rücken die nekteroten Krallen, trallbereit angehebert, dem Niederstolenden entgegenpreisend. Da fähet ihm der Keilschnabel des jungen Benagels tief in die Brust unterm Hals.

Goandblum lortet es rot über die nekteroten Röhre hoch. Und dann liegt er schon im Wassergrau vor Havel. Mit ausgebreiteten Amaraadschwänzen. Bald ein blaues Schmelzen, bald ein grünes. Ein selbtes Aufstüppert noch einmal durch die kleinen Rittiche daß sie noch einmal traurig schön alttern. Dann liegt er totlich, in der traurigen Bracht jener tropischen Kienfahne, die das himmlische Blau der Äthernacht von ihren selbigen Schmelstischen widerstrahlen, auch wenn sie schon in der Länge auf einer Kadel schweben.

Mit schril plüfendem Wustlaut ist das Weibchen, nach- dem es erst bestürzt umhergallert über dem Toten, jetzt gegen den erschöpft auf dem Weidenweig Sähennden ange- hoben. Flugs ist er auf!

Das ist keine Liebeserklärung. Raum kann er sich der trübseligen Bedrängerin er- wehren.

Er zieht sich langsam zurück. Wie bitterde verblühte, zur Verblühtigkeit labende Laute will's aus seinem hals aufklappten Schnabel bringen. Dann ist plötzlich sein lütes Auge weg. Kreilend toumelt er wie benunungslos hin und her. Nur ein paar Blügelblüge, daltlose Blügelblüge.

Dann in groch: Quore jäh hinunter. Weilschneil hinant!

Sein altes Mandor. Er überhöht. Die Alte guch anstlich im Dicksackes unter ihm hin und her. Aber wie über ihr ansehert istat er ihr mit blühenden Flügelfistig. Die Alte mit ihren beiden Augen vertatert sich wölchen die Dikelflöcher. Der Einanage ist plöschlich lest mehr zu leben. Gleich darauf aber sehe ich ihn flamm, etwas flügel- labm und taumelnd, abhwiern, nach dem Kampfplosten hin- über, von wo er ein paar elende, müde Schredione herüber- köcht. Wo er wieder leuchtet wie ein blauer Knäuel.

Ich aber halte einen kleinen blauen Vogel in der Hand. Mit malmig schlapper warmen Gefieder. Im Kopf oben auf einen roten Blutblü.

